
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 43. Bromberg, den 25. Mai 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(20. Fortsetzung.)

Der Vorsitzende begann in japanischer Sprache: „Im Namen Seiner Majestät und auf besonderen Befehl Seiner Exzellenz des Kriegsministers eröffne ich dieses Kriegsgericht über den deutschen Arzt Dr. Fritz Wieser, der, von Seiner Majestät wegen seiner Verdienste mit dem japanischen Adel ausgezeichnet, eben dadurch den Anspruch auf einen Richter seines Ranges hat. Die Anklage, erhoben von Herrn Oberstleutnant Hayasi, lautet auf Hochverrat. Demnach versuchte der Angeklagte heimlich eine japanische Militärstation auf entwendetem Boote zu verlassen, um wichtige militärische Geheimnisse unserer Wehrmacht fremden Mächten zu verraten. Als Verteidiger ist ihm Herr Hauptmann Matsumoto beigegeben."

Der Sprecher hielt inne und erklärte dann in gebrochenem Deutsch: „Sie haben, Herr Doktor, das Recht, sich in Ihrer Muttersprache zu verantworten. Wünschen Sie, daß Ihnen in die deutsche Sprache übersetzt werde, was ich eben sagte?"

Wieser schüttelte den Kopf. „Ich danke", sagte er. „Ich verzichte."

Die Offiziere blickten einander verwundert an.

„Herr Doktor," sagte der Hauptmann Matsumoto erregt, „Sie begeben sich da der Möglichkeit, sich zu verteidigen."

„Danke vielmals, Herr Hauptmann, für Ihre Fürsorge. Ich weiß genau, was ich tue."

Der Präsident setzte sich. „Bitte die Herren, Platz zu nehmen," sagte er in deutscher Sprache. „Auch Sie, Herr Doktor."

Dann fuhr er in seiner Landessprache fort. „Um den Herren den ganzen Fall klar zu legen, wird der Faszikel Dr. Fritz Wieser verlesen, wie er hier auf der Insel angelegt und durch telephonische Mitteilungen von Tokio aus ergänzt wurde. Wollen Herr Oberleutnant Takao vorlesen!"

Ein Offizier, der eine sehr angenehme, wohlklingende Stimme hatte, las aus einem dicken Aktenfaszikel vor. Zuerst einen Bericht des Oberstleutnant Hayasi über das Ausbleiben des telephonischen Signals von der Nachbarklippe, die opferreichen Nachforschungen, die endlich dazu geführt, daß man den Vorschlag des Dr. Yoghushiwa annahm und sich an den deutschen Arzt Dr. Wieser wandte.

Jetzt wurden über diesen Erkundigungen eingezogen. Ein Bericht lautete, daß er auf der chirurgischen Klinik des Geheimrat Baier und dann in Virchows Institut als Arzt tätig gewesen sei; dann sei er im Jahre 1914 eingezogen; im Jahre 1919 sei er über Holland nach Deutschland gekommen und habe sich in einer kleinen mitteldeutschen Stadt als Arzt niedergelassen; über seine Tätigkeit während des Krieges war nichts erwähnt.

Der Vorsitzende unterbrach die Vorlesung. Es fand sich unter den deutschen Toten von Kiautschou ein Dr. med. Fritz Wieser, der dort Dienst machte.

Dr. Yoghushiwa erklärte, der Tote von Kiautschou könne mit dem hier anwesenden Dr. Fritz Wieser, den er aus Deutschland persönlich kenne, kaum in Beziehung gebracht werden.

Hauptmann Matsumoto stellte als Verteidiger den Antrag, das Verfahren gegen seinen Schutzbefohlenen so lange zu unterbrechen, bis klar gestellt sei, was es mit dem in Kiautschou gefallenen Arzt für eine Bewandtnis habe; es müsse erst die Identität des Angeklagten einwandfrei festgestellt sein, bevor das Gericht ins Meritorische eingehen könne.

Dieser Antrag der Verteidigung wurde von den Richtern ohne Debatte einstimmig abgelehnt.

Dann folgten Vorlesungen von Auskünften über Wiesers Charakter und Wissen, welche sich die Kaiserlich japanische Botschaft durch Vertrauensmänner in der deutschen Kleinstadt geholt, wo er als Arzt tätig gewesen war.

Trotz des Ernstes der Situation, in der sich der deutsche Arzt befand, konnte er nur mit Mühe das Lachen verbeißen, als er die Meinungen seiner Mitbürger verlesen hörte.

Der Bürgermeister fand, Wieser möge ja ein ganz tüchtiger Arzt sein; er werde ihn nie konsultieren, denn er lasse sich seit 30 Jahren von seinem Freund und Stammtischgenossen Dr. Werner beraten, man möge diesen fragen.

Dr. Werner erklärte Wieser für einen hochmütigen Ignoranten; er habe Wiesers Diplom nie gesehen, müsse aber, da die Polizei nicht gegen ihn einschreite, schließlich doch glauben, daß er ein Diplom als Arzt besitze.

Der ehemalige Metallarbeiter August Plehnke, Obmann der Krankenkasse und Stadtverordneter, bezeichnete den Arzt als Novembersozialisten, als Konjunkturstreber, der sich im Jahre 1919 den Posten als Kassenarzt erschlichen habe. Als Chirurg möge er ganz tüchtig sein; doch spiele die große Chirurgie in der Kassenpraxis keine Rolle. Er werde nicht ruhen, bevor dieser bürgerlich denkende Klassengegner seiner Patienten durch einen waschechten Parteigenossen ersetzt sei.

Die Wehemutter und weise Frau Klementine Pichler erklärte Wieser für einen tüchtigen und verläßlichen Arbeiter; doch werde er es nach ihrer Ansicht nie zu etwas bringen, da ihm die Gabe der Liebenswürdigkeit und des Verständnisses für das geistige Entgegenkommen seiner weiblichen Patienten vollständig abzugehen scheine. Möglich sei allerdings, daß sich das mit der Zeit ändern werde. Der Herr Doktor sei ja erst ganz kurze Zeit verheiratet.

Der Vorsitzende unterbrach die Vorlesung mit der heiteren Feststellung, daß seiner Ansicht nach diese Dame den Beinamen „weise Frau" verdiene, der den Trägerinnen ihres Berufes allgemein zugebilligt werde.

Bei der Ortspolizei war nichts Nachteiliges gegen Dr. Wieser bekannt. Er betätige sich nicht politisch, sondern nur beruflich. Er sei durch die mühevolle Kassenpraxis sehr in Anspruch genommen; ab und zu assistiere er bei einer Operation im Spital.

„Und nun, meine Herren", erklärte der Vorsitzende, und hob einen dicken Aktenstoß in die Höhe, „kommt eine sehr merkwürdige Information über den Angeklagten. Damit Sie die Sache besser verstehen, muß ich einige Dinge vorausschicken. Zufälligerweise bin ich in der Lage, einiges aus persönlicher Anschauung, nicht aus toten Akten, vorbringen zu können."

Nach dieser Einleitung lehnte er sich im Stuhle etwas zurück, trank einen Schluck von dem kalten Tee, der vor ihm stand, und fuhr fort:

„Ich befand mich in Paris, als die Russen nach Beendigung des Weltkrieges von Norden und Osten in Polen einrückten. Sie können sich von der Aufregung und Nervosität unserer Freunde, der Franzosen, keinen Begriff machen, als die Sowjettruppen an einzelnen Stellen die deutschen Grenzen erreicht hatten und gleichzeitig Warschau

und Lemberg bedrohten. Ein Eckpfeiler des Baues der französischen Hegemonie über Europa war im Begriffe einzustürzen, und man schickte Schiffsladungen von Tanks und Kampfflugzeugen, Waffen und Munition, sowie Offiziere und technische Truppen über Danzig nach Polen.

Ich erhielt den Befehl, ebenfalls nach Warschau zu gehen.

Am dritten Tage meiner Anwesenheit in Warschau wurde mir gemeldet, eine Frau wünsche mich zu sprechen. Es war eine hochgewachsene nordische Schönheit, in kurzem Rock, mit Reiterstiefeln und Sporen, eine Pelzkappe auf ihrem reichen, blonden Haar, eine Lederbluse um den Oberkörper, Pistole und Dolchmesser im Gürtel. Sie beherrschte die russische, polnische, französische, deutsche und englische Sprache, und wir einigten uns auf die letztere, da ich sie von allen europäischen Sprachen noch am besten kenne.

Ich will mich möglichst kurz fassen und übergehe daher die Einzelheiten unserer Unterredung. Nur um bei Ihnen keinerlei Mißdeutung über den Charakter derselben aufkommen zu lassen, sei Ihnen mitgeteilt, daß diese Frau sich nach ihrer Angabe vorher an französische Stellen gewandt hatte, sich aber dann an mich wandte, weil sie bei den Verbündeten mehr persönliches als sachliches Entgegenkommen gefunden hatte.

Ich fragte sie über ihre weiteren Absichten und Pläne aus. Da sie nach ihrer Angabe vor dem „Nichts" stand, aber in Polen nicht bleiben wollte, stellte ich ihr direkt den Antrag, sie möge in unsere Dienste als politische Agentin treten. Nach einigem Hin und Her willigte sie ein, und ich kann Ihnen sagen, unser Auswärtiges Amt hatte eine außerordentlich wertvolle Kraft gewonnen. Ein für europäische Begriffe berückend schönes, hochgebildeter Weib, das stets wußte, was es wollte, dem wir Eingang in die allerersten Kreise der europäischen Diplomatie verschafften. Bei der geradezu krankhaften Schwäche der weißen Männer gegenüber schönen Frauen, kann eine solche Frau erfahren, was sie will und erreichen, was sie will. Besonders wenn sie in die maßgebenden Gesellschaftskreise in einwandfreier Weise eingeführt ist und sich tadellos benimmt.

Diese Frau hat uns denn auch in Paris und London wertvolle Dienste geleistet, die mit Millionen von Yen nicht hoch genug bezahlt sind. Sie hat in den heißen Tagen von Washington zweimal durch Überbringung wichtiger Informationen zur richtigen Zeit unsere Delegation vor verhängnisvollen Übereilungen bewahrt — kurz, wir können dieser Frau nicht genug dankbar sein. Nach der Konferenz erteilte ihr der Minister einen Urlaub von zwei Jahren; es wurde ihr in der Schweiz ein wertvoller Besitz gekauft und eine größere Summe zur freien Verfügung übergeben. Denn unser Vaterland ist für Dienste, die man ihm leistet, nicht undankbar. Sie hat sich dann einige Zeit in London und Paris aufgehalten und schließlich auf einem englischen Schiff eine Weltreise angetreten.

Sie werden mich fragen, meine Herren, warum ich all diese Dinge in einem Kriegsgericht vorbringe, das über den deutschen Arzt Dr. Fritz Wieser zu urteilen hat. Sie werden den Zusammenhang bald einsehen. Die Frau hat unsere Dienste verlassen, sie will in Zukunft nichts mehr für unser Land tun. Es ist das ein großer Verlust für uns. Das verdanken wir dem Angeklagten dort, dem Dr. Fritz Wieser."

Das kam unerwartet. Unerwartet in dieser Situation. Also war die Beichte der Frau, die sich Madame Lagrange nannte, ernst gewesen. Was mochte jetzt kommen?

„Sie kennen, meine Herren," fuhr der Vorsitzende fort, „das Lieblingswort unseres großen Kaisers: Es gibt keine Kleinigkeiten. Ich traf unsere Freundin vor einem Jahre in Paris auf einem Rout bei der englischen Botschaft. Sie war meine Tischnachbarin, und ich erzählte ihr von der Inselklippe, deren Geheimnis nunmehr aufgehellt ist, und von dem Entschluß unserer Regierung, einen ärztlichen Fachmann aus Europa zu berufen. Sie riet, von der Wahl eines Franzosen abzusehen; ihre Gründe überzeugten mich. Sie meinte schließlich lachend, wenn es sich einrichten ließe, daß der deutsche Arzt mit dem „Francis Drake" fahre, dem Schiffe, das sie bis Tokio benutze, so werde sie uns über seinen Charakter und seine Fähigkeiten und Absichten gelegentlich Bericht zukommen lassen.

Und nun, meine Herren, wird Ihnen Herr Oberleutnant Takao den Bericht der Frau Sofia Kraszewska vorlesen."

Der junge Offizier übernahm die Akten und begann:

„Erster Bericht: Eure Exzellenz! Ich schreibe vor der Landung in Alexandrien. Ich habe die Bekanntschaft des deutschen Arztes Dr. Friedrich Wieser gemacht. Ich habe den Eindruck eines ehrenwerten und kenntnisreichen Mannes gewonnen, der sich speziell Frauen gegenüber mehr in der Gewalt hat, als die meisten Männer, denen ich bis jetzt begegnete. Trotzdem ist er nicht ganz frei von der bekannten deutschen Sentimentalität, und läßt sich hie und da durch Außerlichkeiten in seiner Stimmung beeinflussen. Alles in allem halte ich ihn für den richtigen Mann für Ihre Aufgabe.

Zweiter Bericht: Ihr Agent in Alexandrien hat mir die Adresse einer chinesischen Drogerie in Bombay gegeben, wo ein japanischer Vertrauensmann unter dem Namen Chuan-Ho meinen nächsten Bericht in Empfang nehmen wird. Ich werde ausnahmsweise diesmal von diesem Wege Gebrauch machen, wiederhole aber das Ersuchen, mir für die Zukunft die Möglichkeit zu geben, meine Berichte auf ähnliche Weise, wie in Europa, verläßlich nach Japan gelangen zu lassen. Ich habe diesbezügliche Vorschläge Exzellenz Kato in Paris mündlich unterbreitet und wundere mich bei dem sonst so tadellosen Ineinandergreifen des diskreten, auswärtigen japanischen Dienstes, daß die mir dort gemachten Zusagen nicht eingehalten wurden. Durch den Zwang, derartige Wege zu gehen, laufen Ihre Agenten Gefahr, sich zu kompromittieren, da sie gezwungen sind, zweideutige Personen aufzusuchen; das muß die Leistungsfähigkeit derselben beeinträchtigen."

Der Vorsitzende unterbrach die Vorlesung: „Die Klagen der Gräfin Kraszewska sind berechtigt. Es war mir in der Kürze der Zeit, die mir zu Gebote stand, nicht möglich, in Bombay, wo unsere offiziellen Stellen genau überwacht werden, den Wünschen der Agentin zu entsprechen. Bitte, fahren Sie fort."

Die Vorlesung wurde fortgesetzt: „Ich komme nun zu Dingen, die, wie ich glaube, für Sie Interesse haben. Es befinden sich auf dem Schiffe mehrere Personen, die einer sehr genauen Überwachung würdig sind.

Da ist der englische Generalstabshauptmann Belridge. Ich hatte vor drei Monaten Ihnen die chemische Zusammensetzung der beiden sympathetischen Tinten angegeben, welche die englische Diplomatie bei wichtigen Mitteilungen benutzt, um den eigentlichen Inhalt des Schreibens zu verbergen, falls der Bericht in fremde Hände fallen sollte. Nun ist Belridge darauf gekommen, daß unser diskreter Nachrichtendienst dieses Geheimnis kennt, und hat in London auf einem Abend der französischen Botschaft erklärt, er werde der Spionage gewisser falscher Freunde den Kragen brechen. Nun wollte ich sehen, was der Herr kann.

Er hat eine neue, sehr sinnreiche sympathetische Tinte von einem Chemiker herstellen lassen. Diese neue Tinte blaßt ab und ist mit keinem chemischen Mittel sichtbar zu machen. Wenn man nämlich die Lösung anwendet, welche sie sichtbar machen würde, so geht dabei das Papier zugrunde, auf dem die Mitteilung steht. Es verkohlt einfach.

Der Engländer machte diese Tinte auf photographischem Wege sichtbar. Aber nicht mit gewöhnlichem Licht wird photographiert, sondern nur mit dem Licht, das zwischen den Linien des Spektrums d und e liegt. Es wird vor den Apparat ein Spektroskop gesetzt, und die anderen Teile des Spektrums werden abgeblendet. Als Lichtquelle dient intensives Sonnenlicht oder eine Jupiterlampe in höchstens drei Meter Abstand.

Es gelang mir, diese Details teils aus dem Munde des Herrn Belridge selbst, teils aus den vertraulichen Mitteilungen seiner Braut zu entnehmen. Das meiste hat mir die junge Dame gesagt, die die ganze Sache nicht versteht; seine Angaben waren so dunkel, daß ich ohne die Vertrauensseligkeit der Miß Welcome nichts hätte daraus entnehmen können; so waren sie mir eine wertvolle Ergänzung, und er hatte keine Ahnung davon, daß er mir den letzten Schlüssel zu diesem Geheimnis gab."

„Nun?" frug der Vorsitzende, „ist das nicht ein prachtvolles Weib? Eine Kraft allerersten Ranges?"

„Wir spielten," setzte der Bericht fort, „eine artige Komödie um diese Sache. Wir drei und ein Beamter des auswärtigen Amtes, in das auch Mr. Belridge übergetreten ist, ein Mr. Brandson. Der deutsche Arzt, Dr. Wieser, der auf demselben Schiffe fuhr, und mitten im Wirbel dieser Komödie mit dem ernstesten Gesicht der Welt herumstieg, hatte augenscheinlich keine Ahnung, um was es sich drehte. Ich habe mich königlich amüsiert darüber und gab ihm in einer Anwandlung guter Laune zwei Fläschchen der außer Kurs gesetzten englischen Tinte. Ich tat das, damit er sich zu seinen Freunden in Deutschland offen über seine Wahrnehmungen in Japan ausspreche, und teile es Ihnen mit, damit Sie seine Korrespondenz überwachen können."

Der Oberstleutnant unterbrach den Bericht mit der Feststellung, daß sich in den zurückgelassenen Effekten des Arztes zwei versiegelte Fläschchen gefunden hätten, mit der französischen Aufschrift: „Tinte Nr. 1" und „Nr. 2".

Diese Fläschchen seien nie geöffnet, die Tinte nie benutzt worden.

„Mr. Brandson," hieß es in dem Bericht der Agentin weiter, „hatte den Auftrag, ein neues System von Telegrahenzeichen an die verschiedenen englischen überseeischen drahtlosen Stationen zu überbringen. Es gelang mir unter dem Vorwande, daß ich seine Liebe zu Miß Welcome be-

günstige, sein Vertrauen zu gewinnen, und ich war zwecks Besprechung dieser Liebesangelegenheit einige Male bei ihm in der Kabine. Bei einer solchen Unterredung spielte ich ihm unbemerkt eine Opiumzigarette in die Hand, und es gelang mir während seines narkotischen Schlafes, das ganze System, Seite für Seite, zu photographieren. Die Filme liegen noch im Kodak, sind nicht fixiert. Der Kodak liegt neben diesem Berichte. Vorsicht, daß die Bilder nicht verderben! Die Zigaretten, die ich von Ihrer Londoner Stelle bekam, scheinen kein erstklassiges Opiumpräparat zu enthalten, denn Mr. Brandson zeigte heftige Übelkeiten und erwachte, kaum daß ich fertig war, so daß ich mich genötigt sah, ärztliche Hilfe herbeizurufen. Dr. Wieser bemerkte denn auch sofort, daß es sich um eine Opiumvergiftung handelte, ahnte aber nicht, daß ich die Hand im Spiele hatte.

Ferner befindet sich auf dem Schiffe ein amerikanischer Genieoffizier, der unter dem Namen eines Kaufmann Johnson, angeblich in Zucker, Kaffee und Tabak reist. Seine wirkliche Bestimmung sind die Sundainseln, die er im Auftrag der amerikanischen Marineleitung befestigen helfen soll. Es handelt sich um ein neuartiges System eines weit in die See wirkenden automatischen Küstenschutzes gegen Schiffe und Flieger, und ich empfehle Ihrer Aufmerksamkeit besonders das Departement 7b des nordamerikanischen Marineministeriums.

Geschrieben im bengalischen Meerbusen vor der Landung zu Bombay."

(Fortsetzung folgt.)

Onkel Ruben.

Eine seltsame Geschichte von S. Lagerlöf.

(Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Brausewetter.)

Es war einmal vor achtzig Jahren ein kleiner Junge, der ging auf den Markt hinaus und spielte Kreisel. Dieser kleine Junge hieß Ruben. Er war nur drei Jahre alt, aber er schwang seine kleine Peitsche schon so tapfer, wie irgendeiner, und ließ seinen Kreisel herumschnurren, daß es eine Freude war.

An jenem Tage vor achtzig Jahren war recht schönes Frühlingswetter. Der März war gekommen, und die Stadt war in zwei Welten geteilt, eine weiße und warme, wo der Sonnenschein herrschte, und eine kalte und dunkle, in der Schatten war. Über dem ganzen Markt lag Sonnenschein mit Ausnahme eines schmalen Streifens längs der einen Häuserreihe.

Nun geschah es, daß der kleine Junge, so tapfer er war, es müde wurde, seinen Kreisel herumschnurren zu lassen, und sich nach einem Ruheplatz umsah. Ein solcher war nicht schwer zu finden. Es gab dort zwar keine Bänke oder Sofas, aber jedes Haus war mit einer Steintreppe versehen. Der kleine Ruben konnte sich nichts Bequemeres denken.

Er war ein kleiner, gewissenhafter Kerl. Er hatte eine dunkle Ahnung, daß seine Mutter nicht haben wollte, daß er auf den Treppen fremder Leute sitze. Mutter war arm, aber gerade darum durfte es niemals aussehen, als wenn man etwas von anderen nehmen wollte. So ging er denn hin und setzte sich auf ihre eigene Steintreppe, denn sie wohnten auch am Markt. Die Treppe lag im Schatten, und es war dort recht kalt. Der Kleine stützte den Kopf an das Geländer, zog die Beine hinauf und saß so behaglich, wie noch nie. Ein Weilchen sah er zu, wie der Sonnenschein draußen auf dem Markt tanzte, wie die Jungen sprangen und die Kreisel sich drehten — dann schloß er die Augen und schlief ein.

Er schlief gewiß eine ganze Stunde. Als er erwachte, fühlte er sich nicht so behaglich, wie beim Einschlafen, sondern es kam ihm alles so schrecklich ungemütlich vor. Da ging er weinend zur Mutter hinein, und die Mutter sah, daß er krank war und legte ihn ins Bett. Und in ein paar Tagen war der Junge tot. Aber damit ist seine Geschichte noch nicht zu Ende.

Es geschah nämlich, daß seine Mutter aus rechter Herzenstiefe über ihn trauerte, mit einem Schmerz, der den Jahren und dem Tode trotzt. Seine Mutter hatte noch mehrere andere Kinder, mancherlei Sorgen nahmen ihre Zeit und Gedanken in Anspruch, aber immer gab es eine Stelle in ihrer Seele, wo ihr Sohn Ruben ganz ungestört wohnen konnte. Sah sie eine Kinderschar auf dem Markte spielen, so sprang er unter ihnen mit, und wenn sie drinnen im Hause aufräumte, glaubte sie fest und sicher, daß der Kleine noch draußen auf der gefährlichen Steintreppe säße und schliefe. Sicher war keines der lebenden Kinder so ständig in ihren Gedanken, wie das tote.

Einige Jahre nach seinem Tode bekam der kleine Ruben eine kleine Schwester, und als diese so alt wurde, daß sie auf den Markt hinausspringen konnte und Kreisel spielen, geschah es, daß auch sie sich auf die Steintreppe setzte, um sich auszuruhen. Aber in demselben Augenblick hatte die Mutter ein Gefühl, als wenn sie jemand am Rock gezupft hätte. Sie kam sogleich hinaus und riß das kleine Schwesterchen so heftig in die Höhe, daß es sich daran erinnerte, so lange es lebte.

Und noch weniger vergaß es, wie merkwürdig Mutters Gesicht dabei aussah und wie ihre Stimme zitterte, als sie sagte: „Weißt du, du hattest einmal einen kleinen Bruder, der Ruben hieß, und der starb, weil er hier auf der Steintreppe gesessen und sich erkältet hatte. Du willst deiner Mutter doch wohl nicht auch sterben, Bertachen?"

Bald sahen Rubens Brüder und Schwester ihn ebenso leibhaftig vor sich, wie ihre Mutter. Und bald besaßen sie dieselbe Fähigkeit, ihn draußen auf der Steintreppe sitzen zu sehen. Und natürlich fiel es daher keinem von ihnen ein, sich dorthin zu setzen. Ja, sobald sie jemand auf einer Steintreppe oder auf einem Steingeländer oder einem Stein am Wegrande sitzen sahen, ging ihnen immer ein Stich durch das Herz und sie mußten an Bruder Ruben denken.

Ferner widerfuhr es Bruder Ruben, daß er von allen Geschwistern am höchsten geschätzt wurde, wenn sie von einander sprachen. Denn alle Kinder wußten ja, daß sie ungezogen und unnütz wären und der Mutter nur Mühe und Sorge bereiteten. Sie konnten sich nicht denken, daß Mutter auch so darüber trauern würde, wenn sie eines von ihnen verloren hätte. Aber da Mutter über Bruder Ruben wirklich trauerte, war es ja sicher, daß er sehr viel artiger gewesen sein mußte, als sie es waren.

Es geschah nicht so selten, daß eines von ihnen dachte: „Ach, wer Mutter so viel Freude, wie Bruder Ruben bereiten könnte!" Und doch wußte niemand etwas anderes von ihm, als daß er Kreisel gespielt und sich auf einer Steintreppe erkältet hatte. Aber er mußte ja ein merkwürdiges Kind gewesen sein, da Mutter eine solche Liebe zu ihm empfand.

Merkwürdig war er auch darin, daß er Mutter die meiste Freude von allen Kindern bereitete. Sie war Witwe geworden und arbeitete in Trauer und Not. Aber die Kinder waren so tief überzeugt von der Trauer der Mutter über den kleinen Dreijährigen, daß sie nicht daran zweifelten, daß Mutter, wenn er nur gelebt hätte, nicht mehr über ihr Unglück getrauert haben würde. Und jedesmal, wenn sie Mutter weinen sahen, glaubten sie, es geschähe darum, weil Ruben tot war, oder auch deshalb, weil sie selbst nicht waren, wie ihr Bruder Ruben. Bald entstand in ihnen wohl die Lust, mit dem kleinen Toten um die Zuneigung der Mutter zu kämpfen. Es gab nichts, was sie nicht für Mutter hätten tun mögen, wenn sie ihr ebenso gern gehabt hätte, wie ihn. Und um dieser Sehnsucht willen war Bruder Ruben das nützlichste aller Kinder seiner Mutter.

Sie wuchsen auf zu tüchtigen Menschen, sie arbeiteten sich zu Vermögen und Ansehen empor, während Bruder Ruben nur still auf seiner Steintreppe saß. Aber er hatte doch einen Vorsprung, er war unerreichbar. Und bei allem, was auch geschah, sagte Mutter: „Ach, daß mein kleiner Ruben das nicht zu sehen bekam!"

Bruder Ruben folgte der Mutter durch ihr ganzes Leben bis zu ihrem Totenbett. Er nahm ihren Todesqualen den Stachel, da sie wußte, daß sie zu ihm ging. Aber auch nach ihrem Tode war die Geschichte des kleinen Ruben nicht zu Ende. Allen seinen Geschwistern war er ein Symbol des strebsamen Lebens in ihrem Elternhause geworden, der Liebe zur Mutter, all' der rührenden Erinnerungen aus den Jahren der Plage und des Unglücks. Es lag immer etwas Warmes und Schönes in ihren Stimmen, wenn sie von ihm sprachen. So glitt er denn auch in das Leben seiner Bruder- und Schwesterkinder hinein. Die Liebe seiner Mutter hatte ihn zu einer Größe gemacht, und die Großen wirken und üben Einfluß von Geschlecht zu Geschlecht. — Schwester Berta hatte einen Sohn, der viel von Bruder Ruben zu hören bekam.

Als er vier Jahre alt war, saß er eines Tages auf dem Trottoirrande und starrte in den Rinnstein hinab, in dem das Regenwasser dahinströmte. Aber plötzlich wurde sein nachdenkliches Schauen von seiner Mutter unterbrochen, die in demselben Augenblick, da sie ihn sah, an die Steintreppe und an den Bruder denken mußte.

„Ach mein lieber Junge," sagte sie, „sitze doch nicht so! Weißt du, deine Mama hatte einen kleinen Bruder, der Ruben hieß und gerade, wie du, vier Jahre alt war. Er starb, weil er auf solch' einem Trottoirrande gesessen und sich erkältet hatte."

Dem Kleinen behagte es aber nicht, gestört zu werden. Er blieb nachdenklich sitzen.

Schwester Berta hätte es sonst nicht getan, aber um ihres lieben Bruders willen rüttelte sie ihren kleinen Jungen

äußerst unsanft. Und so begann er Respekt vor Onkel Ruben zu bekommen.

Ein andermal war es diesem blondlockigen kleinen Kerl passiert, daß er draußen auf dem Eise hingefallen war. Er war aus reiner Böswilligkeit von einem großen häßlichen Jungen umgestoßen worden, und da blieb er dann sitzen und weinte, um recht zu zeigen, welches Unrecht ihm geschehen wäre, um so mehr, als seine Mutter nicht sehr weit entfernt sein konnte.

Aber er hatte vergessen, daß seine Mutter doch zuerst und vor allem Onkel Rubens Schwester war. Als sie daher Axel auf dem Eise sitzen sah, sagte sie nichts Tröstendes und Beruhigendes, sondern nur ihr ewiges: „Sitz da nicht so, mein lieber Junge! Denk nur an Onkel Ruben, der starb, als er fünf Jahre alt war, gerade wie du jetzt, weil er sich in einen Schneehaufen gesetzt hatte."

Der Junge stand sogleich auf, als er von Onkel Ruben reden hörte; aber er fühlte etwas Erkältendes bis in das Herz hinein. Wie konnte Mama von Onkel Ruben reden, wenn ihr kleiner Junge so betrübt war. Um Axels willen mochte er sich hinsetzen und sterben, wo es ihm behagte; aber nun war es, als wenn dieser Tote ihm seine liebe Mama rauben wollte, und das konnte Axel nicht ertragen. So lernte er Onkel Ruben hassen!

Hoch droben am Treppenaufgang in Axels Elternhaus gab es eine Steinbalustrade, auf der es sich so herrlich in schwindelnder Höhe sitzen ließ. Tief unten lag der Steinboden des Flurs, und wer rittlings dort oben saß, konnte träumen, er ritte über Abgründe dahin. Axel nannte die Balustrade das gute Roß Grane. Auf seinem Rücken sprengte er über brennende Brücken in das verzauberte Schloß hinein. Dort saß er stolz und trotzig und bekämpfte, wie St. Georg, den Drachen. Und noch war es Onkel Ruben nicht eingefallen, auch da reiten zu wollen.

Aber natürlich kam er. Gerade als der Drache sich im Todeskampfe wand, und Axel in stolzer Siegesgewißheit dort oben saß, hörte er das Kindermädchen rufen: „Axelchen, sitz da nicht! Denk an Onkel Ruben, der starb, als er acht Jahre alt war, wie du, weil er auf einem Steingeländer gesessen hatte. Da darfst du niemals sitzen, Axel."

Ein neidischer alter Hansnarr, dieser Onkel Ruben! Er wollte bloß nicht haben, daß Axel Drachen tötete und Prinzessinnen befreite. Er sollte sich nur in acht nehmen, denn Axel konnte wohl zeigen, daß er auch Ruhm zu gewinnen vermöchte. Wenn er hier auf den Steinboden hinabsprang und sich totschlug, dann würde das Großmaul schon in den Schatten gestellt sein.

Der arme Onkel Ruben! Der arme kleine Junge, der nur draußen auf dem sonnigen Markte Kreisel gespielt hatte! Nun sollte er erfahren, was es heißt, ein großer Mann zu sein. Eine Vogelscheuche war er geworden, welche der Gegenwart und Zukunft als Schreckbild hingestellt wurde!

Es war draußen auf dem Lande bei Onkel Ivan. Eine ganze Menge Cousinen waren auf dem herrlichen Hofe versammelt. Auch Axel ging da herum, von seinem tiefen Haß gegen den großen Onkel Ruben erfüllt. Er hätte nur gern gewußt, ob dieser auch andere, als ihn, peinigte. Aber etwas schreckte ihn davon ab, zu fragen. Es war, als wenn er eine Gotteslästerung begehen sollte. Endlich waren die Kinder allein. Kein Erwachsener war zugegen. Da fragte Axel, ob sie auch hätten von Onkel Ruben reden hören?

Er sah, daß die Augen aufblitzten und sich manche kleine Faust ballte, aber es schien, daß die kleinen Mäulchen gelernt hätten, Achtung vor Onkel Ruben zu hegen. „Still, in jedem Fall," sagte die ganze Schar.

„Nein," rief Axel, „nun will ich wissen, ob er noch andere quält, denn ich finde, er ist der unbequemste von allen Onkeln!"

Dieses mutige Wort brach den Damm, der dem Zorn der gepeinigten Kinderherzen gesetzt war. Es entstand ein lautes Durcheinanderschreien. So muß ein Haufe Nihilisten aussehen, die den Selbstherrscher verlästern. Nun wurde das Sündenregister des großen Mannes aufgestellt. Onkel Ruben verfolgte all' seine Neffen und Nichten. Onkel Ruben starb, wo es ihm behagte. Onkel Ruben war immer von demselben Alter mit demjenigen, dessen Ruhe er stören wollte.

Und Respekt mußte man vor ihm haben, obgleich er ganz offenbar ein Lügner war. Ihn aus innerster Herzenstiefe hassen, das konnte man wohl, aber ihn übersehen oder ihm Unehrerbietigkeit erweisen, nein, das gab's nicht!

Was für ein Gesicht die Alten machten, wenn sie von ihm sprachen! Hatte er denn jemals etwas so Merkwürdiges getan? Sich hinzusetzen und zu sterben, das war doch nicht so wunderbar? Und wenn er auch etwas noch so Großes vollbracht hatte, soviel war sicher, daß er nun seine Macht mißbrauchte. Er widersetzte sich den Kindern bei allem, wozu sie Lust hatten. Er trieb sie vom Mittagsschlaf auf der Wiese auf. Er hatte das beste Versteck im Park entdeckt und dessen Benutzung verboten. Ganz zuletzt hatte er sogar begonnen, auf ungesattelten Pferden zu reiten und auf Heuwagen zu fahren.

Sie waren alle darüber einig, daß der arme Onkel nie älter als drei Jahre geworden war. Und nun überfiel er große, vierzehnjährige Jungen und behauptete, er wäre in ihrem Alter. Das war das Empörendste.

Unglaubliche Dinge kamen von ihm an den Tag. Er hatte auf der Brücke geangelt, er war mit einem kleinen Ruderkahn gefahren, war auf die Weide geklettert, die über's Wasser hinaushing und auf der so herrlich war zu sitzen, ja, er hatte sogar auf Patronenhülsen gelegen und geschlafen.

Aber alle waren sie überzeugt, daß man sich gegen Onkel Ruben nicht auflehnen könnte. . . .

Man sollte es kaum glauben, aber als diese Kinder groß wurden und selbst Kinder bekamen, begannen sie sogleich den Onkel Ruben zu benutzen, wie es ihre Eltern ihnen gegenüber getan hatten.

Und ihre Kinder, d. h. die Jugend, die jetzt heranwächst, hatte die Lektion so gut auswendig gelernt, daß in einem Sommer draußen auf dem Lande ein fünfjähriger Knirps hervortrat und zur alten Großmutter Berta, die sich auf einen Treppenabsatz gesetzt hatte, sagte: „Großmutter hatte einmal einen Bruder, der Ruben hieß." „Darin hast du recht, mein Jungchen," sagte Großmutter und stand sogleich auf.

Dies war für die ganze Jugend ein seltsamer Eindruck. Sie bekam eine Ahnung, daß Onkel Ruben immer groß bleiben würde, wie sehr er auch mißbraucht würde, nur weil er so hoch geliebt worden war. —

Die Kinder unserer Zeit verhalten sich anders gegen ihn, als die Eltern. Sie kritisieren ihn öffentlich und unverhohlen. Ihre Eltern verstehen nicht mehr die Kunst, Gehorsam durch Furcht einzuflößen. Kleine Pensionsmädchen stellen über Onkel Ruben Untersuchungen an und forschen, ob er nicht vielleicht nur eine — Mythe sei. Die sechsjährige Jugend schlägt vor, mittels Experiments zu beweisen, daß es unmöglich ist, sich auf einer Steintreppe tödlich zu erkälten. Aber auch das ist nur eine Tagesmode. Dieses Geschlecht ist bei sich im Stillen ebenso von Onkel Rubens Größe, wie die vorhergehenden, überzeugt und gehorcht ihm geradeso. Der Tag kommt, da diese Spötter zum Vaterhause hinziehen werden, die alte Treppe aufsuchen und auf ihr einen Sockel mit goldener Inschrift errichten.

Sie machen sich nun wohl einige Jahre über Onkel Ruben lustig, aber sobald sie erwachsen sind und eigene Kinder zu erziehen haben, werden sie sich schon von dem Nutzen und der Notwendigkeit des großen Mannes überzeugen.



Bunte Chronik



* **Die Erkennungsmarke des Zwillings.** Zwei $3^1/_2$-jährige Zwillinge Erik und Montague Levitt aus Montral sehen sich so ähnlich, daß die Mutter dem einen Zwilling eine Erkennungsmarke in Gestalt eines Perlmutterknopfes umgehängt hat, um ihn von seinem Bruder zu unterscheiden. Sie erzählte allerlei von ihren Schwierigkeiten. Auf dem Dampfer habe sie Erik durchgebläut, weil Montague ungezogen war, und erst Eriks Erstaunen überzeugte sie von ihrem Irrtum. Um nicht wieder eine solche Ungerechtigkeit zu begehen, führte sie die Erkennungsmarke ein. „Ich kann sie gar nicht allein lassen", sagte sie, „weil sie wegen ihrer Ähnlichkeit das größte Aufsehen erregen. Ich hätte niemals geglaubt, daß es für eine Mutter unmöglich sein könne, ihre Kinder zu unterscheiden."



Kleine Rundschau-Ecke



* **Verplappert.** Die kleine Lucy sagt zu der Besucherin: „Essen Sie gern Kuchen, Frau Schneider?" — „Aber gewiß mein Kind", antwortet die Dame. — „Das ist merkwürdig", sagt Lucy, „Mama hat doch vorhin gesagt, Sie hätten keinen Geschmack."

*

* **Aus der Schule.** „Was kannst du mir vom Wallfisch sagen." — „Er zeichnet sich durch sein unhandliches Format aus."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.